Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Helene Hanna Cohn.



Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum 40 Pf. — Bei Wiederholungen Rabatt. —

Anzeigenannahme: Verlag des „Jüdischen Echo“, München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 53099. Postscheckkonto: München 3987.

ANZEIGEN-ANNAHME: MÜNCHEN, HERZOG MAXSTRASSE 4

Nummer 38 | München / 5. Jahrgang | 20. September 1918



Zionistische Ortsgruppe München

Montag, den 23. September
abends pünktlich 1/2 9 Uhr
im Saal des Hotel Union, Barerstr. 7

VORTRAG

des Herrn

Nahum Goldmann

über

Zionismus u. Galuth

Zur Kostendeckung wird ein Eintrittsgeld von 50 Pfennig erhoben.

1918	Wochenkalender		5679
	September	Tischri	Bemerkung
Sonntag	22	16	סכות II.
Montag	23	17	
Dienstag	24	18	
Mittwoch	25	19	
Donnerstag	26	20	
Freitag	27	21	הושענא רבא
Samstag	28	22	שמיני עצרת

Am 1. Oktober beginnt ein neues Vierteljahr. Wir bitten daher alle Leser, den Bezug zu erneuern oder, soweit sie noch nicht regelmäßige Bezieher des „Jüdischen Echo" sind, ungesäumt beim Verlag des „Jüdischen Echo" München, Herzog Maxstr. 4, das Blatt zu abonnieren. Bestellungen nehmen auch die Postanstalten entgegen.

Das Jüdische Echo bringt Aufklärung über sämtliche jüdische Fragen. Bezugspreis pro Quartal nur **Mark 1.12.**

Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn.



Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum 40 Pf. — Bei Wiederholungen Rabatt. —

Anzeigenannahme: Verlag des „Jüdischen Echo“, München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 53099. Postscheckkonto: München 3987.

Nummer 38 — München / 5. Jahrgang — 20. September 1918

Unser neuer Rabbiner.

I.

Wir wissen noch nicht, wer es sein wird. Wir wollen auch nicht über die einzelnen als Kandidaten genannten Personen sprechen, noch auch den oder jenen empfehlen. Nicht wer es sein wird, sondern was für ein Mann der neue Rabbiner — nach unserer Ansicht — sein soll, darüber wird im folgenden einiges gesagt werden, weniger als abschließendes Urteil mit dem Anspruch auf unbedingte Richtigkeit, denn als Anregung zum Selbstdenken. Wird dies erreicht, scheint uns schon viel erreicht. Denn das größte Übel der bisherigen Wahlübung dünkt uns die geringe Anteilnahme der Gemeindeangehörigen an der Wahl zu sein, ihre Gleichgültigkeit gegenüber der Frage, wie beschaffen der Mann sein wird, der nun auf Jahre, Jahrzehnte hinaus ihr Oberhaupt sein soll.

Die Gleichgültigkeit und die unzulängliche Vorstellung der meisten Gemeindeangehörigen über die Eigenschaften, die der Rabbiner einer Großgemeinde wie München haben sollte, entsprechen einander; die geringere innere Anteilnahme an der Wahl dem geringen äußeren Anteil: Wähler sind nicht die Gemeindemitglieder, sondern der (verstärkte) Gemeindeausschuß. Der Einfluß der Außenstehenden ist gering. Das Interesse wäre größer, wenn das Recht größer wäre. Aber schließlich gilt auch hier der Satz: ein Volk erobert sich das Recht, dessen es würdig ist, kraft seiner politischen Reife. Es muß in München wohl hieran fehlen . . .

Um so klarer ist die Aufgabe jedes jüdischen Politikers: es gilt zu arbeiten, um das jüdische Bewußtsein zu klären und zu festigen. Dieser Aufgabe dient das „Jüdische Echo“, und dienen auch zu einem bescheidenen Teile die folgenden Zeilen!

II.

Probegastspiel! Eines Freitags abends steht ein neuer Herr auf der Kanzel und präsentiert sich den „andächtigen Zuhörern“. Er zeigt ihnen zweierlei: seine äußere Erscheinung, — Antlitz, Haltung, Statur — und seine Rednergabe — also auch etwas Inneres? Man kann es so nennen, wenn man der Meinung ist, daß eine Predigt, eine kunstvoll einstudierte Rede auch etwas vom inneren Menschen sagen müsse.

Die Predigt ist aus. Man geht nach Haus wie nach einer Vorstellung. „Als handle es sich um das Engagement eines Künstlers, der einem künftig in müßigen Feierstunden angenehme Erbauung liefern soll. Dann hebt die Kritik an: „Gut sieht er aus“, „Eine würdige Haltung“, „Ein priesterlicher Bart“, „Und gar nicht jüdisch sieht er aus“, „Ein vorzüglicher Redner“, „Ein sonores Organ“.. Stimmen des Volks. Der Verwaltungsausschuß nimmt sie zur Kenntnis. Vielleicht gestattet er noch einigen anderen Kandidaten eine Probevorstellung.

So wählt die jüdische Gemeinschaft ihr geistiges Oberhaupt. Gewählt wird ein gutaussehender Herr, der gut predigen kann und im übrigen — worüber Erkundigungen eingezogen sind — alle sonstigen Voraussetzungen zu einem guten Beamten mitbringt: Ein bestandenes Examen, gute Familie, unbelastetes Vorleben, kurz — ein braver Bürger; in der Gesinnung nicht zu konservativ, nicht zu radikal und — kein Zionist. Dies sind immerhin auch geistige Qualitäten. So hat denn die Gemeinde ihren neuen Rabbiner, zweifellos einen tüchtigen Beamten.

III.

„Ja, braucht es denn mehr“ wird da gefragt. Die meisten verneinen die Frage, wir aber bejahen sie.

Was soll der Rabbiner sein? Beamter oder Führer? Angestellter der Kultusgemeinde mit vorgeschriebenen rituellen Funktionen oder Berater, Leiter, Anreger seiner Gemeinde in allen Fragen des jüdischen Lebens?

Jüdische Gelehrsamkeit, volle Beherrschung des jüdischen Wissensstoffes muß als selbstverständliche Vorbedingung bei der Wahl des Rabbiners verlangt werden. Kann auch heute nicht, wie in alten Zeiten, bei der Wahl des Rabbiners das entscheidende Gewicht darauf gelegt werden, ob er als „Lamdon“ sich in Talmud- und Responsen-Literatur gründlich auskennt, so muß doch verlangt werden, daß die Grundlagen des jüdischen Wissens auch dem modernen Rabbiner vollkommen vertraut sind. Er muß als Mann der jüdischen Wissenschaft auf allgemeine Anerkennung Anspruch erheben dürfen, auch wenn er selbst nicht wissenschaftlich produktiv hervortreten sollte. Nie kann im jüdischen Leben jemand auf Autorität Anspruch machen, der sich nicht als Thora-Gelehrter legitimieren kann. Zudem erfordert ja schon die Erfüllung der dem Rabbiner gesetzmäßig zugewiesenen Aufgaben genaue Kenntnis der jüdischen Gesetzesliteratur (z. B. Ehegesetze, Reinigungsvorschriften usw.).

Das persönliche Wirken des Rabbiners im Kreise seiner Gemeinde ist aber weiter abhängig von seiner Fähigkeit, sich das Vertrauen der Gemeindeangehörigen zu erwerben, ihnen als Freund menschlich nahezukommen, ihnen Anregung und Rat in allen seelischen Nöten zu spenden. Wenn auch die jüdische Religion keinen Priester- und

Seelsorgerstand im Sinne der katholischen Kirche kennt, so hat das jüdische Volk doch stets nur solchen Männern diese Stellung eingeräumt, die sich außer durch hervorragendes Wissen, durch Lauterkeit des Charakters, vorbildliche Lebensführung, überlegene Verstandeskraft solcher Stellung würdig erwiesen.

Der Rabbiner muß seine Tätigkeit auf allen Gebieten des jüdischen Gemeindelebens entfalten.

Welches sind die hier zu leistenden Aufgaben?

Freilich ist nach dem jüdischen Kirchenrecht Bayerns die jüdische Kultusgemeinde die Organisation, die die Kultusbedürfnisse ihrer Angehörigen zu befriedigen hat (Gottesdienst, Schechitah, Unterricht, Begräbnis, Tauchbad usw.) und der Rabbiner das wichtigste Organ, durch das die Organisation diese ihre Zwecke erfüllt oder deren Erfüllung überwacht.

Aber die Bedeutung der jüdischen Gemeinde und ihrer Organe erschöpft sich nicht in ihrem staatskirchenrechtlich umschriebenen Wirkungskreis. Das Recht ist nur eine Seite der Dinge; es regelt die Dinge, soweit sie einer ausdrücklichen Regelung bedürftig und — fähig sind. Die jüdische Kehillah ist nicht nur Kultusgemeinde, der Rabbiner nicht nur Kultusbeamter. Das jüdische Volksleben ist, so wenig wie das Leben eines anderen Volks — ja auch so wenig wie das Leben eines Einzelnen — ein starrer Komplex von ein für allemal feststehenden und gesetzlich regulierbaren Lebensbeziehungen; sondern es ist im Fluß, entwickelt sich, die Bedürfnisse wechseln, alte treten an Bedeutung zurück, neue entstehen, gewinnen an Gewicht. Die jüdische Gemeinde aber ist ein lebendiges Glied am lebenden Körper des jüdischen Volks, im Golus die einzige Institution, in die alle Juden eingegliedert sind, gleichviel ob Religiöse oder Atheisten, Konservative oder Liberale, Östliche oder Westliche, Assimilanten und Nationalisten. Darum ist auch die Kehillah kein starres Gebilde mit einem ein für allemal fest umschriebenem Wirkungskreis. Auch das Gesetz steht nicht dagegen. Die Übernahme neuer Aufgaben ist den Gemeinden nicht etwa deshalb verboten, weil dies nicht ausdrücklich gestattet ist. Erlaubt ist, was nicht verboten ist.

Auf diesen Blättern wurde schon wiederholt auseinandergesetzt, in welchen Punkten unsere Gemeindepolitik der Erneuerung bedarf. Alle Wünsche, die an die Gemeindeverwaltung gerichtet sind, richten sich auch an den Rabbiner, ihr vornehmstes Organ. Wir müssen heute auf diese früheren Darlegungen verweisen und bringen im folgenden nur kurze Hinweise:

An der Spitze steht die Jugendpflege: Über die Unzulänglichkeit des offiziellen Religionsunterrichts brauchen wir kein weiteres Wort zu verlieren. Nichts ist für die Erhaltung des Judentums im Westen wichtiger, als die Arbeit an der jüdischen Jugend, die die Zukunft trägt. Die Jungen wissen nicht, warum sie Juden sind, warum sie das harte Los des Sonderdasein inmitten einer christlichen Umwelt forttragen. Ein dumpfes Wollen ist in ihnen. Dieses Dumpfe aufzuhellen, dieses Triebhafte zu klarem Bewußtsein zu bringen, ihnen den Sinn ihres Noch-Jude-Seins zu zeigen, das ist die Aufgabe des Jugendunterrichts, Aufgabe der Gemeinde und ihres Organs, des Rabbiners.

In diesen Zusammenhang gehört die Gründung von Vereinen, Einrichtung von Vortragskursen (wir meinen nicht Vorträge nach Art der von jüdischen Literaturvereinen arrangierten), einer Lesehalle, einer jüdischen Bücherei, eines Volksheims — alles Mittel moderner jüdischer Kulturarbeit —. Die Arbeit an der Jugend und die Arbeit an den Erwachsenen geht hier Hand in Hand. Es sieht logisch aus, ist aber ein Unding, daß die jüdische Gemeinde der Gleichgültigkeit ihrer Mitglieder gleichgültig zusieht. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt sie, das jüdische Bewußtsein derjenigen zu stärken, aus denen sie selbst ihre Lebenskräfte zieht. Die meisten jüdischen Menschen des Westens — und es gilt leider auch für München — sind jüdisch entweder teilnahmslos oder doch richtungslos; jedenfalls jüdisch unwissend, trotzdem ihnen allen die jüdische Frage hart an Herz und Nieren greift, ihr Dasein fraglich und ungesichert macht. Hier ist es Aufgabe, anzuregen, zu klären, zu führen. Dies ist Aufgabe der Gemeinde und ihres Organs, des Rabbiners.

Die Zerspaltenheit der heutigen Judenheit ist kein Gegengrund. Der Rabbiner kann freilich innerlich nur einer Richtung angehören. Er kann nicht orthodox und Reformer, kann nicht Zionist und Liberaler zugleich sein. Aber für den Rabbiner einer aus den verschiedenen Richtungen zusammengesetzten Großgemeinde ergeben sich aus der Tatsache, daß die Gemeinde die Zusammenfassung aller Richtungen darstellt, besondere Aufgaben: er muß erkennen, wo bei jeder Richtung das jüdisch Wertvolle zu finden ist, wo ein ernstlicher Wille da ist, an der Erhaltung des Judentums zu arbeiten; dort muß er helfend und fördernd eingreifen. Diese Forderung stellen, heißt nicht, ihm Gesinnungslosigkeit und politische Abstinenz zur Aufgabe zu machen; Neutralität in diesem Sinne ist eine höchst positive Eigenschaft, Verwirklichung der unvergänglichen jüdischen Einheit gegenüber den zufälligen und historisch bedingten Spaltungen.

Herausgegriffen aus dem Umkreis der hierher gehörigen Aufgaben seien speziell die die Ostjuden anlangenden. Diese leben unter uns als Gemeindegenossen, aber doch seelisch und sozial zumeist von den angesessenen Juden tief geschieden. Es wurde in diesem Blatte diesen ungesunden Zuständen mancher Aufsatz gewidmet und gezeigt, wie die Annäherung beiden Teilen jüdisch und menschlich von Nutzen wäre. — An dieser Vereinigung zu arbeiten ist die natürliche Aufgabe der alle umfassenden Gemeinde und ihres Organs, des Rabbiners.

Einer Neubelebung bedürfen auch zahlreiche unserer Wohltätigkeits- und Wohlfahrtsorganisationen. Die strenge Auslegung der meist einer älteren Zeit entstammenden Satzungen hält nicht Schritt mit den Bedürfnissen einer neuen Zeit. Da ist viel unverwendetes Geld, dem die Zwecke fehlen, und da sind viele unbefriedigte Zwecke, denen das Geld fehlt. Die gesamte jüdische Z'dokoh ist etwas erstarrt im Kleinlichen und Formalen. Ihr den lebendigen Zusammenhang mit der jüdischen Idee, ihr die großen Gesichtspunkte wieder zu geben, das ist Aufgabe der Gemeinde und ihres Organs, des Rabbiners.

Es wäre rein theoretisch gedacht, die Gemeindeverwaltung müsse zunächst sich zur Pflege neuer Aufgaben entschließen und dann den Rabbiner als ihren Beamten anweisen, hierbei tätig zu werden. Praktisch gesehen ist der Rabbiner derjenige, dem die Notwendigkeiten des jüdischen Gemeindelebens zum Bewußtsein kommen, oder

besser: kommen sollten. Er muß sich dafür einsetzen, daß die Gemeindeverwaltung die neuen Wege beschreitet. In diesem Sinne vor allem meinen wir, daß der Rabbiner nicht nur Beamter der Gemeinde ist, der den Dienstanweisungen gehorcht, sondern ihr Führer.

Von einer Machtverschiebung und Zuständigkeitsveränderung ist hierbei keine Rede. Der bayerische Rabbiner ist — im Gegensatz zu seinem preußischen Kollegen — auch staatskirchenrechtlich kein abhängiger Beamter, dem seine Brotgeber kündigen können, wenn er ihnen nicht mehr paßt. Er ist unabsetzbar. Dies bedeutet: In der Beurteilung dessen, was seine Pflicht ist, ist er nicht abhängig von denen, die ihm den Gehalt zahlen, sondern vor seinem eigenen Pflichtgefühl und vor dem jüdischen Volk, von dessen Führern er einer ist. Der bayerische Rabbiner ist Führer nicht nur der Idee nach, sondern von Rechts wegen.

IV.

Der jüdische Rabbiner gehört aber nicht nur seiner Gemeinde, sondern — das Amt auf die ihm innewohnenden Wirkungsmöglichkeiten betrachtet — der ganzen Judenheit. Das ganze Volk hat Anspruch darauf, daß er ihm diene. Dieser Dienst ist seine Pflicht, aber auch sein heiliges Recht.

Wir denken hierbei an die über die Gemeindegrenzen weit hinausgreifenden sozialen und politischen Aufgaben, deren Dienst schon einzelne Verbände, sei es territoriale, sei es internationale gewidmet sind. Hier mitzuarbeiten, ist niemand berufener als der Rabbiner, der die Arbeit fürs Judentum zu seiner Lebensaufgabe macht, von Amtswegen mit Juden jeder Klasse, jeder Herkunft, jeder Richtung in Berührung kommt und die Bedürfnisse aller kennt wie niemand sonst, der zugleich kraft seines Amts und Wissens die Autorität besitzt, die seinem Wort und seinen Handlungen Gewicht verleiht.

Führend im Zentralverein, im Verband der Deutschen Juden, in der Loge und in den sonstigen jüdischen Verbänden sind aber nicht die Rabbiner, sondern zumeist — deutsche Juristen jüdischen Glaubens. Dies fällt nicht weiter auf, weil ja auch im allgemeinen politischen Leben nicht nur Deutschlands, sondern den meisten anderen Ländern, die Juristen die politischen und organisatorischen Führer sind kraft ihrer Eignung für öffentliche Rede, scharfe Auffassung und Formulierung. Aber es sollte auffallen. Nicht alles, was den anderen Völkern recht ist, sollte dem jüdischen billig sein. Die Analogie scheint hier nicht auf Notwendigkeit, sondern auf unnützer Assimilation zu beruhen. Die jüdische Theologie ist bekanntlich größtenteils Jurisprudenz, der Rabbiner ist geschulter und professioneller Jurist und Redner, der vor den meisten heutigen deutschen Justizräten jüdischen Glaubens noch das voraus hat, daß er auch jüdisches Wissen hat und das Judentum seinem Herzen nahesteht. Beides sollte doch füglich von dem gefordert werden können, der in jüdischen Dingen tätig ist; leider hat man sich im öffentlichen Leben bei uns vielfach daran gewöhnt, darauf keinen besonderen Wert zu legen. Das juristische Staatsexamen gilt vielfach als Befähigungsnachweis für ein jüdisches Führertum. Gerade aber die dem Rabbiner eigene innere Verbundenheit mit dem jüdischen Leben verleiht ihm das Verständnis für dessen Wandlungen und wechselnde Bedürfnisse, während der Nur-Jurist gerade als Jurist stets in Gefahr ist, das Fließende gegenüber dem Starren, den wechselnden Inhalt gegenüber der bleibenden Form, die dynamische gegenüber der statischen Betrachtung der Dinge zu vernachlässigen und vermöge seiner natürlichen Neigung für das begrifflich Faßbare die Imponderabilien zu übersehen, an denen ja gerade das jüdische Leben reich genug ist.

In einer früheren Zeit war der Rabbiner der Rabbi, der Führer, der Meister, der Herr, schlechthin die Autorität, Berater seiner Volksgenossen in deren Lebensangelegenheiten, ihr Vertreter vor den Behörden. Mit der abstrakt-begrifflichen Verflüchtigung des jüdischen Volks zur bloßen „Konfession", des deutschen Juden zum deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, ist auch die jüdische Kehillah zu einer rein rituellen Veranstaltung geworden, der Rabbiner zum gemeindlichen Ritualienbesorger. Die aus den abstrakt-liberalen Gedankengängen der Emanzipationszeit herausgeborene Idee der Nur-Konfessionalität des Judentums hat sich längst als eine Fiktion erwiesen, brauchbar wie jede Fiktion für ihre Zwecke, aber gefährlich, sobald sie sich anmaßt, die Wirklichkeit zu sein. Und es sind gerade unsere führenden deutschen Juristen jüdischen Glaubens, Geheimräte und Justizräte und die sich ihrer Führung Fügenden, die trotz der Fülle der ganz und gar nicht konfessionellen inneren jüdischen Lebensäußerungen, trotz der durchaus nicht konfessionell gerichteten Stellungnahme der Nicht-Juden zu den Juden an dieser abstrakten Fiktion krampfhaft festhalten und an ihr das ganze jüdische politische und geistige Leben orientieren wollen. (Dies ist zugleich ein Beweis für das oben über die Bedenklichkeit der rein juristischen Auffassung menschlicher und speziell jüdische Dinge Gesagte.) Daher die Ratlosigkeit unserer jüdischen Notabeln gegenüber den meisten neu auftauchenden jüdischen Fragen, die konfessionell nicht zu lösen sind, ihre schwächliche Prestigepolitik, die nur, um immer wieder eine staatliche Bestätigung für die Gleichstellung der jüdischen Konfession mit der katholischen und protestantischen zu erlangen, gesetzliche und administrative Zugeständnisse erstrebt, die für die wirklichen Interessen des jüdischen Volkes gleichgültig sind; ihre aussichtslose Polemik gegen den Antisemitismus mittels rein staatsrechtlicher und konfessioneller Argumente, ihre peinliche Verlegenheit und der Einheitlichkeit ermangelnde Stellungnahme gegenüber dem Grenzschlußproblem, überhaupt gegenüber den nichtdeutschen Juden, den Ostjuden und vor allem gegenüber den Juden feindlicher Staaten, ihre Hilflosigkeit bei Behandlung des Palästinaproblems.

Um so mehr müssen wir wünschen, daß wieder Juden mit offenem jüdischen Blick, mit jüdischem Wissen und jüdischem Herzen, Männer, deren Lebensberuf das Judentum ist, Männer, die die jüdische Frage nicht nach außerjüdischen Gesichtspunkten, sondern aus dem Wesen des Judentums heraus zu lösen versuchen, Männer, die dem Staate geben, was dem Staate gehört und dem Judentum, was diesem gehört, daß solche Männer unsere Führer oder doch Mitführer seien, deren überlegenen Einsicht sich die bisherigen Notabeln — die Mitarbeit dieser ist im übrigen höchst wertvoll — beugen. Diese Männer sind unsere Rabbiner.

Diese Forderung stellen heißt nicht: den Rabbiner der Religion entziehen und zum Politiker

machen. Wer möchte jüdische Politik und jüdische Religion trennen? Daß der Riß heute zwischen beiden klafft, ist größtenteils eine Folge der Konfessionalisierung des jüdischen Lebens, wovon die Ritualisierung des Rabbinerberufs nur ein Teil ist. Es heißt nicht etwas Neues einführen, sondern nur den alten normalen Zustand wieder herstellen, wenn der Rabbiner aus einem Kultusbeamten für die wenigen Interessenten zu einem Vertreter der Bedürfnisse der jüdischen Gesamtheit gemacht wird.

V.

Wir haben im Vorstehenden zu skizzieren versucht, was unter den Aufgaben eines Rabbiners einer deutschen Großgemeinde wie München zu verstehen ist —, nicht nur nach der privaten Ansicht des Verfassers, sondern wohl auch nach der weiter jüdischer Kreise.*) Unsere eingangs gestellte Frage: Was für ein Mann soll der neue Rabbiner sein? beantwortet sich daher dahin: Er soll so sein, daß er fähig ist, diese Aufgabe zu erfüllen, soll kein Verwaltungsbeamter, sondern ein Führer seines Volkes sein. Ein Beamter hat vertretbare Eigenschaften, ist ersetzbar. Mensch und Amt ist beim Beamten getrennt, ja oft im Gegensatz zu einander. Der Führer aber setzt seine Person für sein Amt ein; der Führerberuf ist ihm Lebenszweck. Nur ein solcher aufrechter Mann kann den Mut finden, denen, die ihn angestellt haben, auch entgegenzutreten, sie auf neue von ihm für richtig gehaltene Bahnen mitzuziehen — gestützt auf seine höchste Pflicht, für die jüdische Zukunft zu wirken, die nicht die Zukunft einzelner Richtungen ist, sondern die Zukunft des gesamten Volkes. Was im einzelnen diese Pflicht zu tun gebeut, steht nicht in der rabbinischen Dienstanweisung, sondern wird dem vom heiligen Berufseifer erfüllten Mann im einzenen Fall sein Gewissen sagen. Hat er diesen Mut, dieses Verantwortungsgefühl, dieses männliche Gewissen nicht, so ist er eben kein Rabbi, sondern ein Beamter.

Könnten wir einen solchen Mann für München gewinnen! Weite hiesige Kreise würden dann sogar — so ketzerisch dies heute noch klingt — gegebenen Falls die weniger ansehnliche Körperlichkeit eines solchen Bewerbers in Kauf nehmen. Wer nicht schon durch seine bloße Erscheinung etwas ist, wird um so mehr sich bemühen, etwas zu sein durch sein Wirken.

Und nun mögen die maßgebenden Männer der Verwaltung zur Bewerbung auffordern, den Tüchtigsten auswählen! Der Tüchtigste ist für München gerade gut genug.

Dr. Sigbert Feuchtwanger, München.

*) Wir hielten es für sehr erwünscht, wenn zu der hier behandelten, für das Wohl der Münchner Gemeinde so wichtigen Frage, auch von anderer Seite das Wort ergriffen würde. Wir sind gerne bereit, auch entgegengesetzten Ansichten Raum zu gewähren. D. Red.

Erklärung Wilsons für den Zionismus.

Präsident Wilson hat, wie das Kopenhagener Zionistische Bureau berichtet, eine Botschaft zugunsten des Zionismus erlassen, in der er sein Interesse für die Arbeit des Wiederaufbaus in Palästina, die von der unter Leitung Prof. Weizmanns stehenden Zionistischen Kommission in Palästina unter den Auspizien der britischen Regierung durchgeführt wird, und seine aufrichtige Freude über die soeben erfolgte Grundsteinlegung der Hebräischen Universität in Jerusalem ausdrückt. Präsident Wilson fügte hinzu:

„Ich ergreife gern die Gelegenheit, meine Genugtuung auszudrücken über den Fortschritt der zionistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten und den alliierten Ländern seit der im Namen der britischen Regierung abgegebenen Erklärung Balfours und seit der Zustimmung Großbritanniens zur Errichtung Palästinas als nationale Heimstätte für das jüdische Volk."

Mit dieser Botschaft haben sich nun sämtliche Entente-Großmächte für ein jüdisches Palästina ausgesprochen. Die Botschaft des Präsidenten Wilson hat umso höheren Wert, als er sich ausdrücklich auf die englische Regierungserklärung bezieht. Es ist in der letzten Zeit in Deutschland verschiedentlich versucht worden, die Bedeutung der englischen Erklärung abzuschwächen bezw. zu behaupten, die britische Regierung habe ihre Haltung gegenüber dem Zionismus geändert. Daß der Präsident der Vereinigten Staaten jetzt auf diese Erklärung als auf den Anstoß zur Anerkennung Palästinas „als nationale Heimstätte für das jüdische Volk" hinweist, zeigt deutlicher als jedes andere Argument, daß die alliierten Regierungen wirklich gewillt sind, dem Versprechen in seiner ganzen Tragweite nachzukommen.

Bemerkenswert ist auch die erneute Bestätigung, daß es sich wirklich um eine nationale Heimstätte handelt. Durch die Indiskretion eines einzelnen — orthodoxen — Mitgliedes der zu den Verhandlungen mit Talaat Pascha nach Konstantinopel entsandten jüdischen Delegation, ist eine nicht zur Veröffentlichung bestimmte Erklärung des türkischen Premierministers verbreitet worden, in der nur von der Schaffung eines „religi-

ösen Zentrums" die Rede ist, und der „Israelit" verstand diese Erklärung dahin auszulegen, daß die Türkei nur religiöse, nicht aber nationale jüdische Ansprüche auf Palästina erfüllen wolle: Wenn es auch der türkische Staatsminister mit Rücksicht auf gewisse osmanische Kreise, die in dem Wort „national" sogleich separatistische Gelüste wittern, vorgezogen hat, dieses ominöse Wort zu unterdrücken, so ist er sich doch zweifellos klar darüber gewesen, daß man sich mit einer religiösen Gemeinschaft unter fremdnationalem Gesetz nicht zufrieden geben wird. Der nun durch Wilson in das Gefüge der Entente-Erklärungen eingefügte Schußstein wird die Türkei und sollte alle jüdischen Kreise noch mehr in der Überzeugung bestärken, daß bei der endgültigen Regelung der Palästinafrage die Wagschale zugunsten der „nationalen Heimstätte" schweres Gewicht tragen wird. Wenn auch die Türkei es in diesem Augenblick nicht für opportun hält, diesen nationalen Anspruch hervorzuheben, so wird sie sich doch auf die Dauer nicht der Erkenntnis entziehen, daß die Zubilligung eines nur-religiösen Zentrums zur Fernhaltung der tatkräftigsten Elemente von der Kolonisation Palästinas führen würde. Daß sie sich so stark in das eigene Fleisch schneiden, sich einer solchen Chance für die Entwicklung einer aussichtsreichen Provinz ihres Staatswesens und gleichzeitig starker Sympathien begeben wird, erscheint fast unmöglich.

Der deutsche Antisemitismus in Amerika.

Die „Kölnische Volkszeitung" bringt unter der Überschrift „Erklärungen für die Entstehung der deutschfeindlichen Stimmung in Amerika" folgenden Aufsatz:

„Während des spanisch-amerikanischen Krieges und nach demselben glaubten mehrere hochgestellte amerikanische Offiziere sowohl im Heere wie in der Marine auch einen Krieg mit Deutschland am Horizonte zu erblicken, und es fehlte nicht an darauf bezüglichen Äußerungen, wenn bei festlichen Gelegenheiten etwas stark gefeiert worden war. So sah sich General Mc Arthur in Honolulu bemüßigt, zu erklären, der Krieg mit Deutschland sei unvermeidlich und das pangermanische Gefühl habe unter den Deutschamerikanern so stark um sich gegriffen, daß ein deutscher Name in den Regimentslisten zur Kuriosität geworden sei.

Eine eigentümliche Erklärung der deutschfeindlichen Stimmungen wurde in der im Jahre 1914 erschienenen Schrift des Professors Karl Knortz: „Das amerikanische Judentum", versucht. Professor Knortz ist ein geschätzter Pädagoge und ein bewährter Vertreter des Deutschtums in North Tarrytown N. Y.; da die Schrift aber gerade vor Beginn des Krieges erschien, wurde sie wenig beachtet. Professor Knortz weist darauf hin, daß die zahlreichen russ.-jüdisch. Einwanderer, deren es allein in New York eine Million gibt, eine Art Deutsch, das sogenannte „Jidisch", sprechen, und sich, sobald sie den Kaftan ausgezogen haben als Deutsche geben. Wenn nun die Deutschamerikaner in der Union wenig beliebt seien, so liege das wesentlich daran, daß die eingewanderten Juden verstanden hätten, sich mit den Deutschen zu identifizieren, und daß die Deutschen sich das ruhig gefallen ließen. So mache der Angloamerikaner keinen Unterschied zwischen Juden und Deutschen und könne es auch nicht, weil sich Juden und Deutsche vollständig als eine Einheit gäben. Fast jeder deutsche Verein sitze voller Juden, und eine andere als eine Judenpresse habe das Deutschtum in ganz Amerika nicht. Kein Deutscher sei in der Lage, durch die Presse irgend etwas zu veröffentlichen, was nicht vorher von den Juden sanktioniert sei. Selbst die landmannschaftlichen kleineren Zeitungen seien in jüdischen Händen, und die Amerikaner müßten einen sonderbaren Begriff von den Deutschen bekommen, wenn sie sähen, daß ein in ganz New York wegen seiner spitzbübischen Streiche berüchtigtes Subjekt einer bestimmten Klasse von Deutschen ruhig eine Zeitung schreiben dürfe. So gewöhnten sich die Angloamerikaner daran, alles, was von jener Seite Mißliebiges kam, den Deutschen in die Schuhe zu schieben, zumal die Deutschen sich die jüdische Vormundschaft so ruhig gefallen ließen.

Im Staate New York war damals gerade ein temperenzlerisches Schanksteuergesetz erlassen, durch welches die Deutschen sich in hohem Maße verletzt fühlten. Prof. Knortz meint dazu, man würde es nicht gewagt haben, den Deutschen ein solches Gesetz zu bieten, wenn sie nicht in diesem Verhältnis zu den Juden ständen. Er fragt weiter, wie es sonst kommen könne, daß die Deutschen in Amerika unbeliebt seien. Ihre Arbeitsamkeit, ihre Gutmütigkeit, vor allen Dingen ihre Leistungen auf allen Gebieten der Landwirtschaft, Industrie und Wissenschaft machten sie doch zu den willkommensten Kolonisatoren in jedem Lande."

Diese Äußerung des Professors Knortz gleicht in ihrem Charakter den antisemitischen Äußerungen, die wir hierzulande gewöhnt sind: sie verbindet hohe Wahrheitsliebe mit edler Bescheidenheit.

Vor allem ist es ein starkes Stück zu behaupten, die russisch-jüdischen Einwanderer verständen es „sich mit den Deutschen zu identifizieren."

In der Tat leben die jüdischen Einwanderer in ganz anderen Stadtvierteln als die Deutschen, und wenn sie die jidische Muttersprache aufgeben, so geschieht es regelmäßig, um sie mit der englischen zu vertauschen. Richtig ist allerdings, daß die deutsche Sprache, deutsche Kunst und deutsche Geselligkeit in Amerika zu einem großen Teile von Juden gepflegt wird: es sind dies aber keine aus Rußland eingewanderten, sondern die Nachkommen der zahlreichen Juden, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland nach Amerika wanderten. Diese Juden haben ihren Kindern und Enkeln mit der Liebe zu Deutschland auch die zur deutschen Sprache vererbt — ganz im Gegensatz zu dem nichtjüdischen deutschen Einwanderer in den Großstädten, der selbst so schnell wie möglich sein Deutschtum abzustreifen bestrebt ist, oder es wenigstens bei seinen Kindern verkümmern läßt.

Ebenso unwahr ist die Behauptung, das Deutschtum in Amerika habe keine andere als eine „Judenpresse". Der Besitzer der größten deutsch-amerikanischen Zeitung, der New Yorker Staatszeitung, Mr. Ridder, war ein besonders kirchlich gerichteter Katholik; auf den Redaktionen anderer deutsch-amerikanischer Zeitungen herrscht ein geradezu antisemitischer Geist. Nicht daß nur Juden die Zeitungen schreiben, ist wahr, wohl aber ist es richtig, daß die deutsch-amerikanischen Zeitungen zu einem

großen Teile von Juden gelesen werden — eben infolge jener oben skizzierten Anhänglichkeit an deutsches Wesen, durch das sie sich von so vielen christlichen Deutschen unterscheiden.

Wie ihnen diese Anhänglichkeit seitens der deutschen Landsleute gelohnt wird, das zeigen die Ausführungen des Prof. Knortz. Tatsächlich zeigen sich die Deutschen in Amerika vielfach so ablehnend gegen die Juden, daß es schon durch ihre Haltung dem Amerikaner fast unmöglich wird, beide miteinander zu verwechseln, ja man hört vielfach die Meinung, daß gerade durch die Deutschen der Antisemitismus in Amerika verbreitet werde. Aber auch aus anderen Gründen legen die aus Osteuropa eingewanderten Juden durchaus keinen Wert darauf, gerade für Deutsche gehalten zu werden. Die Deutschen sind nämlich drüben keineswegs so beliebt, daß man aus der Zugehörigkeit zu ihnen irgendwelche Vorteile ziehen könnte; trotzdem sich Prof. Knortz ihre Unbeliebtheit nur aus einer „Verwechslung" zu deuten vermag, haben sie auch unverwechselt manche Eigenschaft, die sie dem Amerikaner und — dem Juden häufig nicht sehr angenehm machen. Die hauptsächlichsten Gründe ihrer Unbeliebtheit sind: Unduldsamkeit und — mangelnder Nationalstolz.

Im übrigen sind an dem eigentlichen Haß der Amerikaner gegen Deutschland weder die Deutschamerikaner noch die Juden schuld, sondern als den Gegenstand seiner Abneigung bezeichnet der Amerikaner das Deutsche Reich, den Militarismus, den Imperialismus. Prof. Knortz und Leute seines Schlages erscheinen den Amerikanern eher komisch als hassenswert.

Die spanischen Juden in Serbien.

Von Dr. Emmerich Wellisch, Belgrad.

Mehr als viereinviertel Jahrhunderte sind vergangen, seitdem das berühmte Edikt der Königin Isabella vom 13. Mai 1492 alle Juden aus Spanien verwies.

Tausende der unglücklichen Exulanten wandten sich nach der Türkei, speziell nach Saloniki und auch nach Serbien, das ja damals zur Türkei gehörte. Seit dieser Zeit erhielt sich in Serbien eine spanische Kolonie mit allen Eigenheiten, die diesen „Spagniolen" allenthalben gemeinsam sind. Die meist dunkle Hautfarbe und die feurigen Glutaugen, dabei aber eine romanische Trägheit, lassen noch heute den einstens in Spanien akklimatisierten Südländer erraten. Im Verkehr unter sich bedienen sie sich ausschließlich einer spanischen Mundart, die sich, nicht mehr bodenständig, natürlich nicht wie in Spanien entwickeln konnte, die aber zum Beispiel in den spanischen Republiken Südamerikas, deren Sprache sich ja auch nicht im gewöhnlichen Maße fortbildete, sehr wohl verstanden wird. Es existiert auch eine bescheidene spagniolische Literatur und — was noch märchenhafter anmutet, als die durch Jahrhunderte von Generationen übertragene spanische Sprache an sich — es kursieren noch heute unter den Spagniolen spanische Gedichte aus der Zeit vor 1492, die ohne die Spagniolen dauernd verloren gegangen wären. Im Jahre 1911 bereiste im Auftrage der spanischen Akademie der Wissenschaften Manuel Manrique de Lara die spagniolischen Niederlassungen in Bosnien, Serbien, Bulgarien, in der europäischen Türkei, in Kleinasien usw. um diese Gedichte zu sammeln.

Die Spagniolen separieren sich im allgemeinen nicht nur von der übrigen Bevölkerung und wohnen in besonderen Vierteln, sondern auch von den in spärlicher Zahl in Serbien vorhandenen westlichen Juden. Heiraten unter diesen beiden Richtungen kamen bis in die jüngste Zeit fast überhaupt nicht vor und gehören auch heute noch zu den größten Seltenheiten. Nur dadurch war es möglich, durch $42^1/_2$ Dezennien die völkische Eigenart so rein zu erhalten.

Daß Spagniolen bald nach ihrer Vertreibung aus Spanien in Serbien und speziell in Belgrad ansässig wurden, darauf deutet ein im Jahre 1876 in Belgrad aufgefundener Grabstein der Familie Abrabanel aus dem 15. Jahrhundert hin. Auch Reisende des Mittelalters erwähnen das Vorhandensein einer Spagniolengemeinde in Belgrad. Von ihren moslimischen Herren als tüchtige Kaufleute und Handwerker geschätzt, teilten die Spagniolen in Serbien mit den Türken gute und böse Schiksale.

Bald nachdem die Kaiserlichen Belgrad 1739 verlassen hatten, trat dort Zewi Sabatai auf und entzweite die Geister. Allmählich stellten die dem positiven Judentum huldigenden Rabbiner Taitazak, Pinto, Finzi, Sasson, Pereira, Calderon, Alkalai den Frieden in der auch materiell stark zerrütteten Gemeinde wieder her. Einzelne Familien gelangten sogar zu solchem Ansehen und Wohlstande, daß sie während der serbischen Freiheitskämpfe der nationalen Sache durch die Beschaffung von Waffen und Munition aus Österreich gute Dienste leisten konnten. Fürst Milos appellierte oft an den Patriotismus der Familien Taitazak, Kumavramovic, Celebonnovic, Davico, Kohen, Ozerovic, und die nach Wien übersie-

delten Familien Adutt, Farchi, Russo u. a. betätigten auch dort ihr Interesse für Serbien, indem sie sein kaufmännisches Ansehen mehrten und seinen Produkten neue Absatzwege im Westen eröffneten.

Als 1842 die Obrenovic durch verhängnisvolle Ereignisse gestürzt wurden, suchte der neue Fürst Alexander Karadjordjevic im Bewußtsein, daß der Kern des Volkes der Dynastie Obrenovic anhänglich war, den orthodoxen Kaufmannsstand durch Vertreibung der Israeliten aus dem Innern und Einschränkung ihres Domizil- und Besitzrechtes auf Belgrad für sich zu gewinnen. Es war dies der erste Akt von Intolleranz gegenüber den Spagniolen, um die es sich hauptsächlich handelte, und noch dazu in einem Lande, dessen Volk und Geistlichkeit gegen andere Religionsgemeinschaften immer eine solche Achtung zeigten, wie man sie damals nur in den kulturell weitest vorgeschrittenen Ländern Europas fand. Es war aber auch ein politischer Fehler; denn die zahlreichen, wie erwähnt, hauptsächlich spanischen Juden des Balkans wurden die anhänglichsten Untertanen der Pforte.

Im Jahre 1859, als Milos Obrenowic wieder Fürst von Serbien wurde, hob er noch im selben Jahre Karadjordevic' Judengesetze auf, mußte aber unter dem Drucke der von den Kaufleuten des Innern ausgehenden Agitation gegen die Judenemanzipation, der sich auch einige Gemeindevertretungen und selbst die Skupschtina anschlossen, 1861 neuerdings nachgeben und die Aufhebung der die Juden beschränkenden Gesetze wieder fallen lassen. Im übrigen aber war Fürst Milos gegen die Juden wohlwollend. Er und die Regierung förderten die israelitischen Schulen, gaben Beiträge zur Bezahlung des Rabbiners, ernannten Juden zu Gemeinderäten, Mitgliedern der Handelsgerichte, Handelskammern usw.

Während des Bombardements von Belgrad (1862) flüchteten viele Spagniolen nach Semlin, wo sie General Filipovic gut aufnahm und zum Verbleiben einlud. Doch kehrten nahezu alle wieder in ihre Geburtsstadt zurück. Wiederholt baten sie fortan um ihre staatsbürgerliche Gleichstellung; doch vermieden sie Schritte, um eine diplomatische Intervention zu ihren Gunsten herbeizuführen. Solche Schritte unternahm ganz selbständig die „Alliance Israélite Universelle“ in Paris durch die Denkschrift „Situation des Israélites en Serbie“ die den Großmächten vorgelegt wurde. (Paris, 20. Febr. 1867.)

Die volle Emanzipation der serbischen Juden, die schon durch die serbische Verfassung von 1869 angebahnt wurde, sicherte der Berliner Kongreß (1878), dessen diesbezügliche Beschlüsse durch König Milan verwirklicht wurden. Seit dieser Zeit genossen Serbiens Juden ungehinderte Freizügigkeit, man wählte sie in die Skupschtina, ihre Söhne dienten im Konsularkorps und im Heere und ihre Leistungen wurden ungeschmälert anerkannt. Diese völlige Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsbürgern ließ den spanischen Juden, die zu den im Jahre 1910 in Serbien gezählten 6000 Juden das Hauptkontingent stellen, Serbien eine Heimat werden, mit der sich nur ihre glücklichsten Zeiten in Spanien vergleichen lassen.

Palästina.

Das jüdische Erziehungswesen. Die Palästinakommission betrachtete es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, das jüdische Erziehungswesen in Palästina zu reorganisieren. Die Kommission hielt mit dem Waad Hachinuch eine Konferenz ab, bewilligte eine größere Subvention, um den Ausbau des bestehenden Schulwesens und die Eröffnung neuer Schulen zu ermöglichen. Von besonderer Bedeutung und ein Zeichen des neuen Geistes, der in die Jerusalemer Gemeinde eingezogen ist, ist ihr Beschluß, der Jugend eine moderne Erziehung geben zu lassen. Die Kommission studierte eingehend die Frage, ein einheitliches Erziehungswesen mit nationalem Charakter zu schaffen und diesbezügliche Verhandlungen mit der Alliance und der Anglo Jewish Association anzuknüpfen.

Durch die Evakuationen, welche in Jerusalem vor allem die führenden Persönlichkeiten und darum in starkem Maße die Lehrer trafen, ist ein fühlbarer Mangel an Lehrkräften eingetreten. Die Kommission beabsichtigt die Repatriierung jener Lehrer, die in den ersten Tagen des Krieges das Land verlassen haben. Der Präsident der London University Zionist Society erklärte in einer Versammlung, daß an die jüdische Studentenschaft ein Aufruf gerichtet werden wird, an der Arbeit in Palästina teilzunehmen und den Mangel an Lehrkräften, Ingenieuren und administrativen Kräften, der dort herrscht, zu decken.

(J. A. B.)

Die Gesundheitsverhältnisse. Wie „Palestine News“ mitteilen, haben sich die Gesundheitsverhältnisse infolge des erfolgreichen Eingreifens der englischen Behörden erheblich gebessert. Spitäler, Apotheken, Versorgung mit gesundem Wasser haben die Krankheitsfälle, die in den letzten Kriegsjahren furchtbar zugenommen hatten, glücklicherweise stark zurückgehen lassen; die besetzten Gebiete sind epidemiefrei, nur wenige Fälle von Pocken, Typhus sind in den letzten Monaten gemeldet; die noch immer furchtbar wütende Malaria wird energisch bekämpft. Die Sterblichkeitsquote ist in Jaffa und Jerusalem zur Zeit günstiger als in den meisten europäischen Städten.

Schweizerische „Agudas Jisroel“ Kolonie. Das Jüdische Preßbureau Zürich berichtet:

In der Sitzung vom 1. September hat das Schweizerische Landeskomitee der „Agudas Jisroel“ beschlossen, in Palästina eine Kolonie auf den Namen „Schweizerische „Agudas Jisroel“ Kolonie“ zu gründen. Mit den Organisationsarbeiten soll sofort begonnen werden. Auch soll das Schweizer Kriegswaisenhaus der „Agudas Jisroel“ in dieser Kolonie errichtet werden.

Polen.

Jüdisch - orthodoxe parlamentarische Fraktion. Im polnischen Staatsrat in Warschau wurde eine jüdisch-orthodoxe Fraktion gebildet, die mit Hilfe einer außerparlamentarischen orthodoxen Kommission für Regelung der religiösen Angelegenheiten sorgen soll. In die Kommission wurden gewählt die Rabbiner aus Kalisch, Lodz und Zaviercie.

Das Begräbnis des Großrabbiners Salaweitschik. Zu den ergreifendsten Trauerfeiern in Warschau zählt diejenige, welche vor kurzem anläßlich des Verscheidens des bekannten Talmudgelehrten und Großrabbiners Salaweitschik stattfand. Die den Trauerzug begleitende Volksmenge war mit der Zahl von 50 000 gewiß nicht zu hoch geschätzt. Die Otwotzker Gemeinde, welche anfangs gefordert hatte, daß der Verblichene bei ihr die letzte Ruhestätte finden solle, fügte sich schließlich dem Beschlusse der Warschauer Gemeinde und begnügte sich damit, daß in ihrem Bezirke die Weihe des Toten stattfand. Außerdem durfte sie den Sarg bis in die Totenhalle begleiten. In Warschau wurde der Trauerzug im Namen der jüdischen Gemeinde von den Mitgliedern des Brester Komitees und von Herrn Leibusch Davidson aufgenommen, welche die letzten Grüße an den Toten richteten. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung während des Leichenzuges wurde ein spezielles Komitee ernannt, welches jedoch Aufrufe zur Versammlung aller jüdischen Organisationen in den Zeitungen nicht mehr erscheinen lassen konnte, da die Zeit zu knapp bemessen war. Dennoch war die Ordnung in Anbetracht einer so ungeheueren Menschenmenge erträglich. Trotz des strömenden Regens bewegte sich der gewaltige Zug über die Brücke, vorbei an Samkowiplatz, Senantoska, Theaterplatz, Bielanska, Nalewki und Genscha. Auf Bielanska wurden die Pferde ausgespannt und nun zog das Volk selbst den Wagen bis zum Friedhof. Auf Genscha wollte man den Leichnam aus dem Wagen herausnehmen und in einer Bahre weitertragen. Da man aber befürchtete, es möchten Unbefugte die Leiche berühren, sah man davon ab. Auf Genscha und Nalewki waren alle jüdischen Geschäfte dieser Trauer wegen geschlossen. Um 6 Uhr langte der Zug beim Friedhofe an, der von Menschen dicht angefüllt war. Auf dem Wege von der Leichenhalle zum Grabe wurde der Sarg niedergelegt und Rabbiner Perlmutter hielt im Namen des Warschauer Rabbinats eine ergreifende Trauerrede. Beim offenen Grabe hielten dann weitere Trauerreden Rabbi Welwel, der Sohn des Verstorbenen und Herr Radiewski im Namen der evakuierten Brester. Letzterer übergab Rabbi Welwel ein Rabbinatsschreiben, welches sich im Archiv des verstorbenen Großrabbiners befand und ihn in das Amt seines Vaters einsetzte. Hierauf wurde Rabbi Welwel von den anwesenden Rabbinern und Gemeindevertretern beglückwünscht. („Haint".)

Rußland.

Judenpogrome. Nach der langen Reihe von Pogromen, die die Juden von seiten der bolschewistischen Truppen zumeist in den Grenzgebieten des gegenwärtigen Rußlands, der Ukraine und den besetzten Gebieten zu erdulden hatten, beginnt jetzt, mit dem Zunehmen der antibolschewistischen Bewegung, eine neue Pogromwelle. Die Befürchtung, die die Juden vor der Rache der Kontrerevolutionären wegen der Tätigkeit einiger Juden in leitenden Stellen der bolschewistischen Partei hatten, beginnt sich als begründet zu erweisen. In vielen Städten wurde seitens der weißen Garde eine antisemitische Hetze eingeleitet. In Moskau wurde ein Mann namens Turbin verhaftet, bei dem ein großer Vorrat von antisemitischer und Pogromliteratur gefunden wurde. In Sisran inszenierten die weißen Gardisten während ihres Rückzuges einen entsetzlichen Judenpogrom. Sieben jüdische Greise wurden aus der Synagoge herausgeschleppt und vor den Augen des Pöbels in Stücke zerrissen. In Jaroslaw entluden die weißen Gardisten all ihren Grimm auf die jüdischen Bolschewisten. Der Vorsitzende des Jaroslawer Vollzugsausschusses, der jüdische Bolschewist Sackheim, wurde, wie „Unser Tageblatt" mitteilt, auf grausamste Weise ermordet. Seine Leiche wurde auf die Straße geworfen, wo sie einige Tage liegen blieb. Um die Leiche versammelten sich die Monarchisten und begannen unter Hinweis auf den Ermordeten eine hetzerische Pogrompropaganda. Die Juden wurden als die einzigen Schuldigen an den Mißständen in

Rußland hingestellt, indem sie gewaltsam die Macht an sich gerissen und das Land dem Feinde verkauft hätten. Daraufhin wurde auch der bolschewistische Kreiskommissär, der Jude Nachemsohn, auf barbarische Weise ermordet.

Einem Funkspruch des Svenska Telegrambyran aus Petersburg zufolge, ergriff die bolschewistische Regierung Maßregeln gegen die Ausdehnung der antisemitischen Bewegung. Der Rat der Volkskommissäre hat in dieser Frage eine Proklamation veröffentlicht, die folgendermaßen lautet: „Nach beim Rat der Volkskommissäre eingelaufenen Informationen wird in vielen Städten eine Hetze zur Anstiftung von Pogromen entfaltet, die in mehreren Städten bereits zu Exzessen gegen die jüdische Bevölkerung geführt hat. Auf diese Weise hat die gegenrevolutionäre Bourgeoisie die den Händen des Zaren entfallene Waffe wieder aufgenommen. Allein in der Föderativen Russischen Sowjetrepublik, in der das Recht der arbeitenden Massen aller Völker, frei über sich selbst zu bestimmen, proklamiert worden ist, kann es keinen Raum für nationale Unterdrückung geben. Der Rat der Volkskommissäre fordert daher alle Sowjets auf, energische Maßnahmen zu treffen, um die antisemitische Hetze auszurotten. Die Personen, die der Mitwirkung an dieser Propaganda oder der Beteiligung an Pogromen überführt werden, werden außerhalb des Gesetzes gestellt."

Rumänien.

Die Naturalisierung der Juden. Das Jüd. Korrespondenzbureau in Bern berichtet: Das vom Senat und der Kammer angenommene Gesetz über die Naturalisierung der rumänischen Juden im Art. 1 bestimmt folgende Kategorien, die Anspruch auf Naturalisierung haben:

1. Kriegsteilnehmer inkl. Hilfsdienstpflichtige; 2. die im Lande geborenen und dort ansässigen Juden, deren Eltern auch im Lande geboren sind; 3. Eltern, Witwen und Kinder der im Kriege Gefallenen; 4. die im Lande geborenen dort ansässigen Juden, die im Kriege 1913 mobilisiert wurden, auch wenn sie späterhin entlassen wurden. Art. 2 handelt von der Naturalisierungskommission, die vom 1. September bis 30. Dezember 1918 in den Kreisstädten funktionieren werde. Die Antwort auf das Einbürgerungsgesuch hat binnen eines Monats zu erfolgen.

Wichtig ist der Art. 4, der die Beweismittel bestimmt. Als solche werden anerkannt: 1. schriftliche Urkunden der Behörden, 2. Zeugenaussagen, 3. Standesamtsurkunden. Die endgültige Entscheidung im Falle eines Protestes fällt das Kasationsgericht.

Das Gesetz schließt sich im wesentlichen den Bestimmungen des Bukarester Friedensvertrages an. Eine Verbesserung ist zu konstatieren in der Naturalisierung der im Jahre 1913 mobilisierten Juden, sowie in der Zulassung von Zeugenaussagen als Beweismittel, was für die einzelnen Naturalisationsfälle besonders wichtig ist. Im Falle einer loyalen Durchführung des Gesetzes wird der weitaus größte Teil der rumänischen Juden naturalisiert werden. Die nächsten Wochen werden zeigen, ob die rumänische Regierung gewillt ist, das Gesetz loyal durchzuführen.

Aus aller Welt.

Jüdische Soldatengräber. Dem Jüdischen Korrespondenzbureau in Bern wird berichtet:

Infolge Vorstellungen, die von Colonel Harry Cutler, dem Leiter des Jewish Welfare Board, gemacht wurden, hat das Kriegsamt der Vereinigten Staaten dem General Pershing in Frankreich den Auftrag erteilt, dafür zu sorgen, daß die Gräber der amerikanischen jüdischen Soldaten, die dort fallen, mit einem „Mogen David" anstatt eines Kreuzes bezeichnet werden.

Vom jüdischen Nationalfonds. Die Spendeneingänge des Jüdischen Nationalfonds im Monat Juli haben laut Tageskurs 235.735.— Franken betragen und verteilen sich auf folgende Länder: Nordamerika $ 25.762, Österreich K 84.182, Rußland R. 21.334, Deutschland M. 20.181, Polen und Litauen: deutsches besetztes Gebiet M. 6700, österr. besetztes Gebiet K. 6888, England £ 553.8.10, Schweiz Franken 6070, Süd-Afrika £ 155.10.10, Holland Hfl. 932, Dänemark K 612, Schweden K. 481, Palästina M. 400, Frankreich Franken 315, Belgien Hfl. 86, Ägypten £ 2.9.10.

Die Spendeneingänge des Jüdischen Nationalfonds im August 1918 betragen Fr. 229.193. Die Beiträge der einzelnen Länder stellen sich wie folgt: Österreich K. 127.368, Polen und Litauen: deutsches besetztes Gebiet M. 50.354, österr. besetztes Gebiet K. 19.090, Nordamerika $ 8400, Argentinien Pesos 17.486, Deutschland M. 15.393, England £ 473.3.0, Bulgarien Levas 8248, Italien Lire 7449, Südslav. Länder K. 9538, Schweiz Fr. 3176, Holland Fl. 720, Griechenland £ 58.—.—, Portugal Fl. 451.15, Schweden K. 394, Norwegen K. 158, Rumänien M. 110, Frankreich Fr. 95, Belgien Fr. 83.

Literarisches Echo

Vegetarische Gemeinschaften in Palästina. Wie die Dinge heute stehen, dürfen wir uns bereits ziemlich klare Bilder von dem machen, was nach dem Kriege in Palästina zu geschehen hat. Schon jetzt beginnt man in allen Kreisen, denen es mit der Besiedlung Palästinas ernst ist, Pläne zu entwerfen für die Gestaltung der künftigen Gemeinschaft nach innen wie nach außen. Alle, die in der Rückkehr nach Palästina mehr sehen als die Lösung eines wirtschaftlichen Problems der Juden, die sich von ihr eine Veredlung und Vertiefung jüdischer Wesensart versprechen, hoffen, daß vor allem das Verhältnis von Mensch zu Mensch, die wirkliche Gemeinsamkeit, dort erstehen wird. Umso wichtiger ist es, daß sich von Anfang an Menschen, die durch bestimmte Anschauungen und Lebensformen mit einander verbunden sind, zu gesonderten Kreisen — einzelnen Kolonien — vereinigen, um unbeschadet der engen Verbundenheit mit der ganzen Schar der Ansiedler, in dem Kreise ihrer engeren Umgebung den gewohnten Formen nachleben zu können.

Als ein Beispiel für eine solche Sondergemeinschaft nenne ich Vegetarierkolonien. Es gibt eine ganze Reihe von Leuten, die den Vegetarismus nicht nur vom allgemein menschlichen Standpunkt befürworten, sondern deren feste Überzeugung es ist, daß er aus der Bibel zu rechtfertigen sei. Mit dieser Anschauung ist letzthin besonders N. Chavkin hervorgetreten (vergl. die Broschüre „Mensch und Tier", 4 Aufsätze mit Vorwort von N. Chavkin, Selbstverlag des Verfassers, München, Bergmannstr. 7. sowie seinen Aufsatz „Vegetarismus und Zionismus" in Heft 14/16 der „Vegetarischen Warte". Frankfurt a.M., Gartenstr. 1). Der Verfasser beleuchtet die Frage des Vegetarismus von allen Seiten, und wenn man in seinem Aufsatz in der „Vegetarischen Warte"

auch mit manchem, was er über Palästina sagt, nicht übereinstimmen wird (besonders da nicht, wo er aus der Tatsache, daß sich ganz junge Experimente noch nicht zu rentablen Unternehmungen ausgewachsen haben, auf deren prinzipielle Falschheit schließt, oder wenn er behauptet, die Landwirtschaft in ihrer jetzigen — den Körnerbau begünstigenden — Form entspräche nur „stumpfsinnigen Personen", oder wenn er übersieht, daß auch zur Düngung der Obstgärten Viehzucht notwendig ist), so wird man doch zugeben müssen, daß er die Sache des Vegetarismus mit Eifer und Geschick vertritt.

Sicher gibt es eine Reihe anderer jüdischer Vegetarier, die froh wären, sich die Lebensbedingungen verschaffen zu können, die gleichzeitig ihrem Judentum und ihrem Vegetarismus eine ungehinderte Entfaltung zusichern. Ihnen — und anderen Anhängern bestimmter Anschauungen über physische, soziale oder allgemein-ethische Fragen wird man sicherlich bei ihrem Bestreben, sich in Palästina zu einer besonderen Gemeinschaft zu verbinden, entgegenkommen. Denn je enger die Verbundenheit der Individuen in den einzelnen Siedlungen, desto mehr Aussicht besteht auf ein in seiner Gesamtheit brüderliches Palästina.

Feuilleton

Der ewige Jude.

Der Tag verrann. Das Geläute der hundert Glocken von Jerusalem verhallte hoch über den Türmen der Stadt. Die Gluten des Abendhimmels erloschen, und dunkle Schatten huschten durch die Gassen. Ziellos, planlos schweifte ich umher; unbewußter Wille wies mir den Weg.

Am Jaffator drängte sich das Gewimmel der Beduinen, Priester, Nonnen, Kaftanjuden, der Wagen und Esel und alle strebten heimwärts. In der Via Dolorosa verschwanden einsame Mönche hinter hohen, dunklen Steinpforten und am Fenster eines altertümlichen Hauses saß ein Pope und starrte brennenden Auges einer Verschleierten mit nackter Brust nach.

In den Ecken und Winkeln der Bazargassen lauerte die Nacht, und beim Flackerschein der Fackel verrammelte der Händler seinen Laden. Mitten auf dem Wege stieß ich auf einen Esel mit einem triefenden Schlauch auf dem Rücken; sein Geschrei hallte die enge Straße entlang.

Auf den uralten, glattgetretenen Steinen des marokkanischen Judenquartiers lag der Unrat fußhoch. Die Bettler waren in ihre Steinhöhlen gekrochen, nichts regte sich. Nur im Schacht eines Torbogens stand eine Dirne, hatte die Arme hinter dem Kopfe verschränkt und sang ein eintönig näselndes Lied.

Als ich um die letzte scharfe Straßenecke bog, leuchtete in allen Farben schillernd, die Venus am Himmel. Vor mir die Klagemauer des zerstörten Tempels. Verödet lag sie da, verschwunden der Bettlerschwarm, verhallt das Beten der Pilger, nur das Flämmchen der verlassenen Seelenlampe zuckte und neigte sich, wenn der Abendwind darüber strich.

Ich schmiegte mich in die tiefste Mauernische, lehnte die Stirn an den zerklüfteten Stein und träumte. Träumte von den Wundern, dem rätselhaften, erhabenen und lasterhaften Wesen der heiligen Stadt. Träumte von den Königen, deren Gräber im Tale unten liegen, von den Hohepriestern, die den Tempel gehütet und von dem Kreuz auf Golgatha. Träumte von römischen Statthaltern und blondbärtigen Kreuzrittern und von den Blutströmen der Sarazenenkämpfe. Träumte von dem Kriege der Völker Europas und fühlte, wie er seine Krallen bis hierher ausstreckte.

Ich träumte, bis ich gewahr ward, daß ein Laut meinen Traum begleitete, ein regelmäßig klatschender Laut — wie das Fallen von Regentropfen. Als ich erwachend aufblickte, stand die Mondscheibe voll am Himmel. Weiße glitzernde Sternstraßen taten sich auf und führten hinein in den Weltenraum, in die Ewigkeit. Und neben mir stand ein anderer, mußte schon lange hier gestanden haben. Riesengroß erschien er mir. Er war in einen weichen dunklen Mantel gehüllt, und sein breitrandiger Hut lag am Boden. Seine fleischlosen Hände hatten sich in den Stein eingekrallt, und unaufhörlich, in grausiger Regelmäßigkeit, schlug der Fremdling die Stirn gegen das Gestein der Klagemauer. Mitten in diese Stirn hatte der Stein schon eine kleine Wunde gegraben, aus der ein kleiner stetiger Blutstrom sickerte und das Gestein entlang floß. Aus seinen Augen strömten Tränen, und wo diese niederfielen entstand der Laut, den ich gehört, bildeten sich zwei enge Höhlen im Gestein.

Mein Schreckensruf ließ ihn auffahren. Er wendete mir ein Antlitz zu, das von Qual verzerrt war. Da erkannte ich ihn, und durch die Stille sprang ein Schrei, der sich von meinen eigenen Lippen gelöst hatte: „Ahasver!" Er vergrub das Gesicht und sank zusammen in einem Ächzen. „Ahasver!" schrie ich noch einmal, und unsäglicher Jammer schnitt mir durch das Herz.

Langsam hob er den Kopf; eine mattschwebende Glut in seinen Augen verglimmte. „Du kennst mich?" „Ob ich dich kenne?" rief ich, und meine Hände krampften sich in sein Gewand; „ich habe dich gesucht auf der ganzen Erde, ich bin dir gefolgt von Land zu Land, habe dein ganzes Leid mitgelitten. Ahasver, wann endlich wird dir Erlösung?" Da zog er mich an sich und seine Qual floß dahin in schmerzlichem Weinen.

Ich ließ ihn gewähren, bis er nur leise noch schluchzte. Dann wagte ich meine Frage: „Sprich, ewiger Wanderer, weshalb ist dein uralter Schmerz heute so frisch und heiß?"

Er stand jetzt mit dem Rücken gegen die Klagemauer gelehnt, wie ein düsterer Schatten, und blickte mit Augen, die keine Tränen mehr hatten, zu dem Gewölbe des Sternenhimmels empor. Seine Lippen bewegten sich mehrmals lautlos, bevor er antworten konnte: „Ich komme wieder einmal von einer langen Wanderfahrt über die Erde, wie ich sie im Laufe der Jahrtausende unzählige Male vollendet habe, und auf meinem Wege bin ich dem Krieg begegnet. Mit einer lodernden Fackel stand er auf dem höchsten Berggipfel der Welt und blickte herab auf alle Länder und Meere, die von der Fackelglut taghell erleuchtet waren. Ich sah Ströme roten Blutes fließen und zu Seen anschwellen, ich hörte das Tosen der Geschütze, sah verwüstete Länder und zertrümmerte Städte. Völker traf ich, die blind waren von Haß und Rachegier und nur noch einen Wunsch hatten: zu töten; und andere traf ich, die vernichtet, zertreten am Boden lagen und sich wanden unter der Faust des Siegers. Völker traf ich, die eben erwachend sich schon auf den Nebenbuhler stürzten, um ihn zu vernichten und ihrer jungen Kraft weiten Raum zu geben, und

wieder andere, die erschaudernd den Schritt des Alters nahen hörten und sich in einer letzten trotzigen Aufwallung in den Kampf stürzten. Völker sah ich, die mit steinernem Herzen im Busen in das Morden hineinblickten und kalt ihren eigenen Vorteil ausrechneten, und dazwischen spürte ich Wellen von Begeisterung und Opferfreude durch die Atmosphäre zittern, die ganze Schar der Hassenden emporhebend und sie in eine Schar von Liebenden verwandelnd.

Inmitten der ringenden Völker aber —" seine hohe Gestalt sank zusamen und seine Stimme wurde zum Flüstern, „inmitten der um Leben und Tod Ringenden sah ich das unseligste Volk der Welt — sah meine eigenen Kinder. —"

Er versank in tiefes Sinnen. Dann begann er wieder mit einer Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien.

„Ich saß in der Hütte meines Sohnes in Polen. Trübe brannte die Lampe und verbarg das Elend unserer Behausung, verbarg die Lumpen an den abgezehrten Leibern der jungen Männer, die sich um mich geschart hatten. Nur ihre scharfen bleichen Gesichter traten hervor aus dem Halbdunkel und in allen diesen Gesichtern stand der gleiche Zug: Haß, Haß gegen Rußland! Auf Rache, auf Verschwörung und Vernichtung sannen sie und erfüllt von würgender Bitterkeit spornte ich sie an, riet, ermutigte — erstickend heiß ward es in der dumpfen Stube.

Da schlug es ein wie ein Donnerschlag. Glocken läuteten, Menschen rannten vorbei. Trommeln, Hörner, Befehle: — der Krieg! Er riß die Jungen von meiner Seite, er preßte sie in das Kleid der russischen Soldaten, drückte ihnen die Waffe in die Hand gegen den Feind! für Rußland! für das gütige Mütterchen Rußland! Als ich sie vorbeimarschieren sah, mit schneeweißen Gesichtern, mit Zügen, darinnen ohnmächtige Wut eingegraben stand, da mußte ich laut auflachen in Entsetzen, Scham und Hilflosigkeit. Ich, der Alte blieb allein zurück, im Herzen die Lust nach Rache.

Dann kam der Feind, brennend und tötend und in mir frohlockte es: gegen Rußland! Ich stahl mich durch die russischen Posten und verriet dem Feind das Geheimnis der russischen Scharen, verriet ihm den Weg zu ihrer Vernichtung. Frohlockend tat ich es! Aber als der fremde Offizier meine Kunde entgegengenommen hatte und in tiefster Verachtung seine goldene Gabe vor mich hinwarf, sich wie im Eckel abwendend, da zuckte ich zusammen und schlich gebrochen hinaus. —

Der Russe hielt ein furchtbares Strafgericht über unsere Stadt. Was lebendig blieb, ward vertrieben von Haus und Hof. Ich ging an der Spitze des jammervollen Flüchtlingszuges, ich ging und ging, über Schneefelder und vereiste Seen, Meilen, Meilen. Hinter mir war ein Ächzen und Weinen, ein Wimmern und Beten. Ich ging und ging über den Schnee und die Zeit versank: Ich wanderte wieder aus dem zerstörten Jerusalem, ich flüchtete wieder aus Spanien; ich verließ wieder Englands ungastliche Küste, floh wiederum aus Kischinews Chaos — das Stampfen der Schritte, das Ächzen und Weinen hinter mir, es war immer dasselbe gewesen. Ich ging über Schnee, Eis, Schnee, und die Stimmen hinter mir wurden leiser und leiser, verstummten, verhallten. Als ich am ersten Hause einer Stadt anlangte, sah ich mich um: — ich allein war übrig geblieben. In der Ferne krächzten die Raben.

Tief im Herzen Rußlands trat ich ein in das Haus meiner Tochter. Dort war es still und friedlich — kaum daß ein schwacher Wiederhall des Krieges in diese Einsamkeit drang. Als gäbe es weder Not noch Tod hockten sie über den verstaubten Folianten und versanken in der übersinnlichen Welt der heiligen Gesetze. Als der Weheruf das Städtchen durchhallte, riß es die Knaben empor! Sie fühlten plötzlich das junge Blut in ihren Adern, die Kraft in ihren Gliedern, die Liebe zum Lande in ihrem Herzen. Freudig zogen sie in den Krieg. Wir Zurückgebliebenen aber begannen zu warten und zu bangen. Die Tage schlichen dahin, und keine Kunde kam, weder von den Knaben noch von dem Kriege. Die Not kam geschlichen und lagerte über der Stadt, die Sehnsucht nach Kunde von draußen wuchs. Das Volk begann zu murren, zu drohen. Da hallte eines Tages ein neuer Ruf durch die Stadt, ein Ruf, der hier nie zuvor erschallt, den nur ich kannte, weil ich ihn alle die Jahrhunderte gehört. Der Ruf ward zum Schrei, die Menge ward zu einer Bestie. Lähmendes Entsetzen war in unserem Hause — da sprang die Bestie auf, mordend und plündernd. Mit zerschmettertem Schädel lag der Säugling am Boden, die Mädchen kämpften wie Rasende gegen die wüste Umarmung der Räuber, meine Tochter rührte sich nicht mehr. Ich kann nicht sterben. Ich schlich umher in dem brennenden Trümmerhaufen, um die Leichen meiner Kinder zu bestatten. Dann nahm ich aufs neue den Stab und wanderte — über den Schnee, über die endlose Schneefläche. Ich wanderte durch viele Länder. Um mich pfiffen die Kugeln, vor und hinter mir platzten die Granaten. Ich bot den Granaten Brust und Stirn, ich rannte jauchzend mitten hinein in den Kugelregen und blieb unversehrt. Vor mir her schritt der Tod und mähte junge blühende Männer nieder wie Reihen reifer Garben — ich stellte mich seiner Sense mitten in den Weg, aber sie berührte mich nicht. Ich kann nicht sterben.

Im Hafen lag ein Schiff, klar zur Fahrt nach Amerika; das bestieg ich. Im Winkel des Zwischendecks hockten wir und sahen voll unendlicher Sehnsucht der neuen Welt, der besseren Zukunft entgegen. Als das Land aus den Wellen wuchs, da umarmten wir uns, lachten und weinten. Dann kam die Stunde vor den Toren des Freiheitslandes, wo man uns fragte und prüfte, streng und scharf. Die Entscheidungsansprüche fielen, hell und hart wie eiserne Kugeln: Zurück wegen Armut! Zurück wegen Krankheit! Zurück wegen Unwissenheit! Zurück wegen — ach es waren ja alles leere Vorwände. Die Wahrheit hieß: Zurück, weil ihr Kinder des Unseligen, des ewigen Juden seid! Eingepfercht in das Zwischendeck reisten wir zurück in die Hölle, und eine Ahnung beschlich uns, daß bald die Pforten des Freiheitslandes sich völlig vor den Unsrigen verschließen werden.

Ich landete in England, ein gehetztes Wild, und überschritt die Schwelle eines Hauses, darin ein anderer meiner Söhne lebte. Die Schwelle war breit und das Haus hoch und hell. Die darin wohnten, stammten aus Galiziens Hungerfluren und hatten hier den Frieden gefunden. Ihre Liebe zu dem Lande, das sie frei gemacht, war groß: das erste Wort, das meine Enkel stammelten, war ein Dankeswort. Sie zitterten um das Schicksal des Landes. Aber auf Ahasvers Kindern lastet der Fluch. In das Haus meines Sohnes traten die Ankläger und bezichtigten ihn, den „Fremdling", des Verrats am Lande; bebend vor Scham und Schmerz enttäuschter Liebe stand er vor ihnen, als einen Ge-

brochenen ließen sie ihn heimkehren. Da ertrug ich es auch hier nicht länger und ergriff aufs neue den Wanderstab. —"

Ahasver schwieg. Hoch und klar standen über uns die Sterne. Aus der Tiefe der schlummernden Stadt klingelte jammernd ein Messeglöckchen. Er war in Sinnen verloren und fand lange Zeit nicht den Mut, an das Letzte und Tiefste zu rühren: „Dann ging ich nach Deutschland. —"

Er zuckte zusammen, in seinen Augen begann wieder düstere Glut zu schwellen.

„Deutschland war wie ein eiserner Pfeil, der unbeirrt auf ein Ziel zufliegt: auf den Feind. Ein Magnet war der Schaft dieses Pfeiles und zog alles an sich, was in den Herzen und Sinnen des Volkes lebte, verwandelte alles in eine eiserne Waffe, die sich gegen den Feind kehrte. Ein einziger Wille und ein einziges Bewußtsein lebte in dem schwirrenden Pfeil: der Wille, den Feind zu vernichten, das Bewußtsein von der eigenen Kraft. Wo ich in Deutschland an die Türen meiner Kinder klopfte, da wiesen sie mich von der Schwelle, wollten keine Gemeinschaft mit mir. Sie wollten nicht an den alten Fluch erinnert werden. Mit zitternden Nerven klammerten sie sich an den Pfeil, und der Wahn, mit ihm verschmelzen zu können, machte sie trunken vor Glück. Ich wagte es nicht, sie aus ihrem Taumel zu reißen. Sollte ich ihnen zeigen, wie der Pfeil sich bereits schüttelte, um alles Fremde von sich abzustreifen, daß seine haarscharfe Spitze sich bereits wendete, um sich zu richten gegen alles, was den glatten Stahl mit fremdem Stoff beschweren will? Schon sah ich den Pfeil sich wenden und entfloh in Sorge und Schmerz.

Nun, da ich wieder einmal zurückgekehrt bin, in die alte Heimat, fühle ich auch hier den Boden beben unter dem Schritte des Krieges. Jung ist mein uralter Schmerz, neu meine alte Sehnsucht nach Erlösung."

„Herr!" schrie er plötzlich auf und stieß die blutende Stirn gegen das Gestein, „Herr, muß denn Ahasver weiterwandern bis ans Ende der Tage?"

Noch einmal stöhnte er auf, dann raffte er seinen Hut vom Boden, hüllte sich in seinen Mantel und in düsterer Größe, mit dem blutenden Wundenmal auf der Stirn verschwand er hinter der Ecke der Klagemauer. Chana.

Gemeinden- u. Vereins-Echo

(Unsere Leser sind zur Einsendung von Mitteilungen aus Gemeinden und Vereinen und von Personalnachrichten, die in diesen Spalten gerne Aufnahme finden, höflichst eingeladen.)

Personalien.

Rudolf Schaal, Mitglied des Jüdischen Turn- und Sport-Vereins, wurde, nachdem er erst kürzlich das Eiserne Kreuz II. Klasse erhalten hatte, zum Unteroffizier befördert.

Der Oberarzt Dr. Ernst Urstadt wurde zum k. b. Stabsarzt der Landwehr befördert.

Der k. b. Militärverdienstorden 4. Klasse mit Schwertern wurde verliehen den k. b. Leutnants der Reserve Adolf Mann, Christoph Steinlein, Otto Farnbacher (Augsburg), Ernst Levy, Otto Beer, Max Schidlo, Ernst Sachs, Hermann Hecht, Paul Haas (Nürnberg), Fritz Sänger und Albert Loch.

Im Verein Bne Jehuda sprach am 27. August Herr Dr. Schönemann-München über das Thema „Nationales Judentum und Weltkrieg". Der Redner ging von den Befürchtungen aus, die zu Beginn des Weltkrieges mit nationaljüdischem Denken verbunden wurden. Die Imperative des Krieges haben aber niemals mit den jüdischen Pflichten kollidiert. Im Gegenteil: die erhöhte Bedeutung des Nationalismus überhaupt und das gesteigerte Interesse an Bestand und Förderung der kleinen Nationen insbesondere, haben auch die jüdische Nation öffentlich zur Anerkennung gebracht und die damit verbundenen Fragen zur weltpolitischen Diskussion gestellt. — Nach einer eingehenden Kritik der früher, teilweise sich jetzt noch geltend machenden Einwände gegen den jüdischen Nationalismus ging der Redner zur Beantwortung der Frage über, welche Aufgaben die Gegenwart und die Zukunft den national gesinnten Juden stellt und stellen wird. Der Aufgabenkomplex zerfällt in zwei Teile: einen innerpolitisch-kulturellen und einen außerpolitisch-völkischen. Die wesentlicheren Aufgaben, die für uns jetzt ganz im Vordergrund stehen müssen, sind die kulturellen und von diesen wieder die Erziehungsaufgaben. — Durch das Vermitteln jüdischer Kulturwerte: durch die ganz intensive Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte, Literatur und Sprache muß in der Jugend jüdisches Bewußtsein und jüdisches Selbstbewußtsein geweckt, wachgehalten und gestärkt werden. Das gesteigerte Verlangen nach jüdischer Bildung macht die Lösung des jüdischen Schulproblems zu einer der dringlichsten Aufgaben.

Pflege und Wahrnehmung aller jüdischen Interessen bedeutet jüdisch-politisches Leben. Je mehr die jüdische Gesamtheit in diesem Sinne politisiert wird, desto mehr erhöhen sich wiederum die Ansprüche. Was die Alten ersehnten und wünschten, verlangen die Jungen. Die Alten ersehnten das wahrhaft jüdische Leben, die Jugend will es selbst leben und wird es selbst leben — im Lande der Väter, wo die alte jüdische Kultur unter der alten Sonne neu und echt erstehen wird. Darum muß die Jugend — Träger und Bürge für unsere Zukunft — im Mittelpunkt unserer nationalen Interessen stehen, muß ihre Pflege und Erziehung in wahrhaft jüdischem Sinne die erste und vornehmste Aufgabe sein.

Die sehr lebhafte Aussprache nach dem Vortrag gab Herrn Dr. Schönemann nochmals Gelegenheit die erschreckende Verantwortungslosigkeit so sehr vieler Juden zum Inhalt ernster Ausführungen zu machen. Damit beantwortete er auch die Frage, warum das Ziel nicht schon erreicht sei.

Infolge der vorgerückten Stunde mußte die Diskussion leider abgebrochen werden. G.

Verein Bne Jehuda. Dienstag, den 24. d. Mts., Sukkoth-Unterhaltung im Augustiner-Restaurant (Roter Saal), Neuhauserstr. 16. Gäste willkommen.

Nationalfonds-Spenden. Alfons Minikes gratuliert Herrn und Frau Grünbaum herzlich zur Geburt ihres zweiten Jungen: 2.— M. Hermann Mahler desgl. 2.— M. Helene Naß für verlorene Wette 1.— M. Jakob Reich und Frau gratulieren Herrn und Frau Grünbaum zum Sohn 2.— M.

Goldnes Buch. Richard Fränkel s. A.: Theo Harburger dankt allen Freunden und Bekannten für die freundlichen Wünsche: 5.— M.

Dr. Heinrich Schwab Garten: Theo Harburger beglückwünscht die Münchner Blau-Weiß-Pioniere: 1 Ölbaum 6.— M.

Unteroffizier Fritz Rothschild gratuliert Theo Harburger zum Eisernen Kreuz I. Klasse. 1 Ölbaum: 6.— M.

Zionistische Ortsgruppe auf den Namen Raphael Hirsch Grünbaum 1 Ölbaum 6.— M.

Ahavas Zion ebenso 1 Baum 6. — M.

Glückwunschablösung 1918

zu Gunsten der Notstandsaktion für Palästina.

Summe der vorigen Listen 549.50. Josef Bekes 3.—, Nathan Rosenthal 5.—, J. Postonsky 10.—. Summa M. 567.50.

PAUL GRÜNBAUM
und FRAU FANNY geb. NASS
zeigen die Geburt eines Jungen an
München, den 16. September 1918 — Jom Kippur 5679.



Albert & Lindner / München

Prielmayerstraße 14

Haus- und Küchengeräte — Komplette Kücheneinrichtungen
„REX", Frischhaltungs-Apparate und Gläser
Haushaltungsmaschinen — Kleinmöbel

Landwirtschaftliche Geräte * Eisenwaren * Werkzeuge für alle Gewerbe

Dampfwaschanstalt L. Hainzlmayr

Fernsprecher: **53769**

Kreittmayrstraße 17

Annahmestellen:
Burgstraße 11
Schrenkstraße 7
Schellingstr. 52 — Ecke Barerstr.
Heideckstr. 12 — Ecke Trivastr.
Fürstenstr. 8 — Ecke Lotzbeckstr.
Hackenstraße 5
Schommerstr. 14b, Hotel Pfälzerhof
Landsbergerstraße 59.

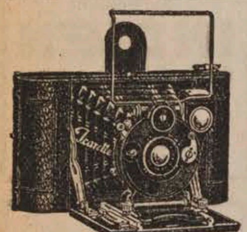


Photo-Spezial-Geschäft

Großes Lager in Taschenapparaten fürs Feld, Films, Platten, Papieren usw.

Carl Bodensteiner
München, Karlsplatz 17
Telephon 52443 (Sonnenapotheke)

HOTEL EXCELSIOR

Schützenstrasse 5.

Modernes Haus, direkt am Bahnhof. — Gediegener Komfort. — Fließendes kaltes und warmes Wasser in allen Räumen.

Café-Restaurant

Bestgepflegte Küche · Weine erster Häuser

Direktion: Ad. Zimmer

Audi·Motorwagen

das Fahrzeug der vornehmen Welt

General-Vertretung für Bayern südlich der Donau:

von Mautner, München

Schützenstr. 1a (Kontorhaus Imperial)

Detektive „Auskunftei"

München, Sendlingerstr. 13/II
TELEPHON 25879

Inh.: RICH. STURM

Auskünfte über Vermögen, Vorleben, Ruf usw., Beobachtung, Ermittelungen. Beste Erfolge in Herbeischaffung von Beweismaterial in Ehe- und Vaterschaftssachen. Diskr., streng reell u. zuverlässig.



EMIL MAIER

DENTIST

München, Rosenstr. 7/2

Sprechst. 8—12 u. 2 6 Uhr
Sonn- u. Feiertag 9—12 Uhr
FERNSPRECHER 27446



Zoologischer Garten

(Tierpark Hellabrunn)

Geöffnet von morgens 9 Uhr bis abend $1/_2$9 Uhr.

Kauft bei den Inserenten des „Jüd. Echos"

BY Verantwortlich für die Redaktion: Helene Hanna Cohn, Heppenheim a. d. B.; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstraße 4.